



Lied des Gefangenen.

Meine Wiege stand am Flusse
und mein Heimatland war Rußland,
Rußland war mein Vaterland.
Ach, mein Dorf ist wohl zertritten,
meine Lieben längst geflohen.
Wohin soll ich wiederkehren?

Werde ich euch wiederfinden,
Steine, die den Ufer grenzen,
Bäume, die die Vögel schirmten?
Katharina: deine Augen,
haben andere sie gehänselt,
wie der Himmel meine Wünsche?

Wildes Wasser meines Flusses,
das dem schwarzen Meer zufließt,
in das Meer des großen Rußland. . .
Meine Jugend glück dem Flusse,
wird sie eilen nach dem Meere
oder brechen sich am Wehre?

Freiheit, sagt man, winkt mir heute,
Rußlands Freiheit soll ich schauen
und mein Dorf und seine Gärten.
Und den Fluß und seine Dämme.
Und das Meer und seine Verten,
die die Freiheit Rußlands weinte. . . ?

Julius Bersab.

Uneheliche Geburten.

Von Franz Kaufkötter.

Die Frage der unehelichen Geburten, die von jeher im Leben eines Volkes eine wichtige Rolle spielen, kann von sittlichen, wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten aus betrachtet und behandelt werden. Die Untersuchung dreht sich darum, festzustellen, wie die unehelichen Geburten vom Standpunkte der Volkssittlichkeit zu werten sind, welche wirtschaftlichen Ursachen ihnen zugrunde liegen und welche Maßregeln zum Schutze der unehelichen Kinder zu ergreifen sind. Auch ließe sich noch untersuchen, ob es wünschenswert erscheint und wie es ermöglicht werden kann, die Zahl der unehelichen Geburten zu vermindern. Diese Frage verdient im Rahmen der nach Beendigung des Weltkrieges notwendigerweise neu einsetzenden Bevölkerungspolitik ein weitgehendes Interesse.

Auf alle Fälle ist das Gebiet der unehelichen Fruchtbarkeit eines der meistumstrittenen in der gegenwärtigen Zeit, weshalb sich seine Behandlung für jeden lohnt, der an dem Wohl und der Zukunft unseres Volkes Anteil nimmt.

Was zunächst die sittlichen Seiten anbelangt, so sind sich die Fachleute nicht darüber einig, ob eine hohe Zahl unehelicher Geburten in einem Volke ein Zeichen von Un-sittlichkeit ist oder nicht. Die Statistiker lesen aus der Zusammenstellung ihrer Zahlentabellen etwas ganz Verschiedenes heraus. Während die einen der landläufigen Auffassung sind, daß viele uneheliche Geburten einen Beweis bilden für einen Tiefstand der Volkssittlichkeit, behaupten andere geradezu, daß das Gegenteil der Fall sei, weil der außereheliche Geschlechtsverkehr, der nicht ohne Folgen bleibe, auf eine

große Natürlichkeit, Urwüchsigkeit und sittliche Reinheit eines Volkes schließen lasse. Daß die unehelichen Geburten an und für sich keinen richtigen Maßstab der Volkssittlichkeit oder Volksumsittlichkeit abgeben können, leuchtet ohne weiteres ein. Hier sprechen zweifellos die Anschauungen und Bräuche eines Volkes wesentlich mit. Es trägt überhaupt zur Verwirrung der Begriffe bei, daß herkömmlicherweise lediglich das geschlechtliche Verhalten eines Menschen oder eines Volkes als Maßstab für die sittliche Beurteilung seines sittlichen Verhaltens verwendet wird, während doch bei der sittlichen Wertung auch noch andere Faktoren den Ausschlag geben.

Bei der Frage der unehelichen Geburten ist es ein verhängnisvoller Fehler, daß man die uneheliche Geburt und das uneheliche Kind an sich als etwas Schlechtes hinstellt, von dem man nicht gern redet und das man höchstens aus Mitleid mit dem Mantel der Liebe bedeckt. Man müßte doch dabei berücksichtigen, welche innere Anlagen, welche Erziehungsmängel, welche äußeren Verhältnisse mit-sprechen. Es läßt sich doch nicht ohne weiteres behaupten, daß ein Mädchen, das unehelich geboren hat, sittlich minderwertiger ist, als ein anderes, das den erfolglosen unehelichen Geschlechtsverkehr in weit größerem Umfange ausgeübt hat. Uneheliche Geburten, die einem dauernden Liebesverhältnis entspringen, sind sittlich anders zu werten, als jene, die einem regellosen oder gar käuflichen Geschlechtsverkehr ihre Entstehung verdanken. Der in verschiedenen Ländern und Gegenden übliche böhliche Geschlechtsverkehr, dessen Sprossen kurz nach der Hochzeit zur Welt kommen oder, wenn sie früher da sind, später legitimiert werden, trägt nichts Un-sittliches an sich und wird auch gesellschaftlich nicht als unsittlich angesehen.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß gleich anderen sozialen Erscheinungen auch die unehelichen Geburten abgesehen von Veranlagung und gesellschaftlichem Einfluß im wesentlichen auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen sind. Die Erwerbs- und Lebensbedingungen der verschiedenen Bevölkerungsschichten sind mitbestimmend für die Höhe der unehelichen Geburtenziffer. Da über den Beruf und die Vermögenslage der unehelichen Väter keine ausreichende Statistik vorhanden ist, so kann sich die Ermittlung der wirtschaftlichen Lage nur auf die unehelichen Mütter erstrecken. Hier zeigt sich nun, daß die weiblichen Personen aus den unter-schiedlichen den überwiegenden Teil der unehelichen Mütter stellen, und daß besonders jene Berufe in Betracht kommen, in denen weibliche Personen neben männliche beschäftigt werden oder in denen die Möglichkeit eines Geschlechtsverkehrs in erheblichem Maße besteht. Hier sind zu nennen die ländlichen und städtischen Dienstmädchen, die Fabrikarbeiterinnen, Verkäuferinnen, Kellnerinnen usw., was sich vor allen Dingen aus der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Abhängigkeit, der größeren Möglichkeit einer Verführung und anderen sozialwirtschaftlichen Umständen erklärt. Auch schlechte Wohnverhältnisse, zumal das enge Zusammenleben von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, üben einen ungünstigen Einfluß aus. Daß hier von einer geringeren Sittlichkeit gegenüber den Angehörigen der bessergestellten Volksschichten nicht gesprochen werden kann, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Den unverheirateten Mädchen und den Witwen der Mittel- und Oberschichten stehen ganz andere Mittel und Wege zu Gebote, um die „Schande“ einer unehelichen Geburt zu vermeiden, als den vom Schicksal minder-begünstigten Geschlechts-genossinnen, wobei besonders der Druck der betreffenden Familien auf die Beteiligten, um den guten Ruf zu wahren, eine große Rolle spielt. Das alles hat natürlich mit der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit nichts zu tun.

Daß das Religionsbekenntnis, die mehr oder minder betonte Religiosität, auf geschlechtlichem Gebiete keinen Einfluß hat, geht aus den statistischen Zahlen un- und widerleglich hervor. Volksbrauch und Volksveranlagung, wirtschaftliche Lage und soziale Schichtung sind eben stärkere Kräfte als religiöse Einflüsse.

Einem jeden Beobachter dieser Frage leuchtet ganz von selbst ein, daß das Los und das Gedeihen der unehelichen Kinder ungleich mißlicher ist als das der ehelichen Kinder. Die Kinder der Liebe, wie man sie zu nennen pflegt, sind auch zugleich Kinder der Angst, der Sorge und der Schande. Das muß schon auf ihre Entwicklung vor der Geburt und nach der Geburt höchst ungünstig einwirken. Sie werden nicht wie ihre glücklicheren Genossen mit Stolz und Freude erwartet, sie werden nicht wie jene sorgsam gezeugt und gepflegt. Unheilvolle seelische Einflüsse dringen auf sie ein, ehe sie geboren werden — daher die zahlreichen Tot-geburten — und wenn sie, nicht das Licht, sondern das Dunkel der Welt erblickt haben, stehen sie fast ausnahmslos unter einem ungünstigen Stern. Dafür zeugen die statistischen Ziffern über die Sterblichkeit der unehelichen Kinder im Verhältnis zu den ehelichen. Die Sorge für die unehelichen Mütter und Kinder muß wesentlich verbessert und ausgebaut werden, wobei Staat und Gemeinden tatkräftig eingzugreifen haben. Selbstverständlich gehört es sich auch, daß die unehelichen Väter zur Pflichterfüllung energisch herangezogen werden. Die Fürsorge für schwangere und entbundene uneheliche Mütter, die planmäßige, dauernde Fürsorge für uneheliche Kinder bis zum Zeitpunkt, in dem sie sich selbst helfen können, wozu eine sachte mütterliche Fürsorge viel beitragen vermag, kurz gesagt, die von kleinlichen Rücksichten und sittlichen Vorurteilen freie Behandlung der unehelichen Geburten wird reiche Früchte tragen und manche wertvolle Bestandteile unseres sozialen Körpers erhalten, die andernfalls zugrunde gehen müßten.

Da eine Zunahme der Bevölkerung durch Vermehrung der Geburten für uns eine unabwendbare Notwendigkeit ist, so wird sich im Laufe der Zeit ganz von selbst eine ver-änderte Wertung der unehelichen Geburten durchsetzen. Schon heute beginnt die öffentliche Meinung damit, dieser Frage gegenüber eine freiere, aufklärtere Stellung einzunehmen, und nur die verbohrtten Sittlichkeitsfanatiker beharren noch auf ihrem überlebten Standpunkt. Allerdings erscheint es wünschenswert, den unehelichen Geburten nach Möglichkeit den Boden zu entziehen, ohne jedoch den reifen weiblichen Personen die Möglichkeit zu nehmen, ihren Mutter-beruf zu erfüllen. Es ist sicherlich besser, wenn Mütter und Kinder im Kreise einer umtriebigen Familie ihr Dasein hin-bringen, als wenn sie gezwungen sind außerhalb der Ehe ihr Leben zu fristen. Um dies zu erreichen, müssen Vorkehrungen getroffen werden, daß den geschlechtsreifen Personen die Eheschließung und Familien-gründung erleichtert wird, damit sie Lust und Liebe bekommen zu einer dauernden Verbindung. Gerade die Zeit nach dem Kriege ist dazu angetan, in dieser Beziehung die Initiative zu ergreifen.

Wenn es auch niemals gelingen wird, die unehelichen Geburten gänzlich zu beseitigen, weil hierbei geschlechtliche Veranlagung, ein mehr oder minder stark entwickeltes Verant-wortlichkeitsgefühl, persönliche Neigung und andere wirt-schaftliche Verhältnisse mitsprechen, so werden doch bessere wirtschaftliche Lebensbedingungen viel dazu beitragen, das Elend der unehelichen Mutter- und Kinderschaft mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Ahasver.

Eine Legende von Kurt Worek.

Bavarn aus einem Dorf an der Grenze fanden ihn an einem Morgen schlafend in eine braune Erdschurde hin-geworfen. Der fatige Bart zottelte ihm auf den Rock, der blutig und zerrissen ihn umschlotterte, als er aufstand. Eine Wunde klappte in seiner Stirn, um die Augen war Blut ge-ronnen. Bevor er die Männer und Frauen sah, die um ihn standen, starrte sein Blick auf den östlichen Himmel. Sein Gesicht suchte, seine harten Lippen bewegten sich knurrend. Die Sonne leuchtete in Fröhnebeln wie der Brand des Pog-roms, das ihn mit Blut überspritzt. Er zitterte vor dem Rot der Sonne, weil sie ihn an ein aus lebender Menschen-brust getissenes Herz erinnerte. Da warf ihn das Grauen zu den Menschen. Er taumelte, sinnlos von wieder erwachtem Entsetzen, in auffaagende Arme. Aus seiner Kehle schrie es: „Ich bin der einzige, der entkam, denn ich bin der ewige. . .“ Und aus seinem auf-gebrochenen Munde röchelte lange stumm der heiße Atem. Sie führten ihn ins Dorf und meinten, Entsetzliches habe ihm den Sinn verwirrt. Er blieb, arbeitete und lebte in stiller Duldsamkeit, aber manchmal gingen seine Augen wie furcht-bare Kometen über den Himmel. Die Menschen fühlten, wie dunkles Geheimnis sich in ihm verschloß. Nach einem Jahr baute er sich am Ende des Dorfes eine Hütte, vier Wände, darüber ein Dach. Ruhe war in seinem Blute und über seinem Scheitel der Friede der Arbeit. Seine Hände waren hart und knorrig geworden, denn er rang unermüdet um Segen mit der Erde. Still nach vollbrachten Tagen sah er im Abend; das Mal an seiner Stirn glühte wie ein Zeichen.

Aber eines Tages stand das unendliche Band hinter der Grenze auf und bewegte sich mit unermüdeten Scharen von Männern und Pferden gegen Sonnenuntergang. Die grauen Heere schwoilen zerstampfend über die gelbe Fruchtbarkeit der Ebenen. Nachts lag der Horizont als ein flammender Ring von Bränden. Mit den Heeren wanderte das freßende

Feuer; es schlang die Saaten, Wälder, Dörfer. Ahasver sah vor seiner Hütte und sah die Flucht der Bauern. Er sah Tierherden brüllend vorüberwogen. Die Karren rollten auf der Landstraße in die Ferne. Trotzig sah er auf dem Stein-sitz seiner Feierstunden und wartete dem Kommenden entgegen. Die Nacht dröhnte mit tausend Geflühen aus allen Fernen, der Himmel glühte, daß die Sterne schmolzen. In der zweiten Nacht flogen Feuerkugeln in das Dorf und ein Wind warf die Flammen wie ein rotes Netz über alle Dächer. Da brannte auch Ahasvers Hütte in einer steilen Flamme gegen Himmel. Aufrecht in der Blut stand er, des Brandes heißen Atem über dem Gesicht, die Augen starrend aufgebroschen von entsetztem Sehen. Dann, als die Mauern barsten und das Feuer zusammensiel, drehte er sich langsam um und trat in den Staub der Landstraße, wandernd ins Dunkle und Unbekannte, abermals vertrieben und unstet nach dem ewigen Fluche.

Am anderen Tage kamen ihm graue Scharen von Männern entgegen, die singend und mit hellen Gesichtern gegen den Feind gingen. Ihr Schritt durchdröhnte ihn stärker, als sein eigenes erregtes Blut, hämmerte mit festen Schlägen sich in ihn hinein. Wieder stand er am Wege wie damals, als der Ra-zarener das mächtige Kreuz an ihm vorüber zur Schädelstätte trug und als für ihn die ewige Wanderung begann, die maßlose Sühne dafür, daß in jenem Augenblick sein Herz leer war von Liebe und Mitleid, daß er den Hüter des verdrückten Menschen aus den Qualen des Bemerkerten nicht verstand. Tausend und wieder tausend Menschen zogen jetzt an ihm vorbei im bitteren Staub der heimatischen Straße und der Schweiß der Mühsal hing wie eine Wolke über ihnen. Unsichtbar trugen sie alle auf ihren verbogenen Schultern das Kreuz zu einem fernem Golgatha. Ohne Atem stand Ahasver, und das Weh seiner Augen hing wie Wunde in seinem verdämmerten Gesicht. Und endlich zogen die Lepten an ihm vorüber. Er sah nicht, daß es wieder Nacht geworden war und über den Himmel die grüne Blässe der Nihillosigkeit schauerte. Den rauschenden Schall tausendfacher Schritte vor

sich hörend, folgte er dem Heer der Männer, eingehüllt in die Wolke ihres Staubes. Er wußte nicht, weshalb, er folgte ihnen, denn seine unendliche Wanderschaft war ohne Ziel.

Er wußte nicht, wie es kam, daß er bald in ihren Reihen ging, daß sie Worte an ihn richteten, daß er Antwort gab, sie Wasser und Brot mit ihm teilten und er nachts in kühler Kletterde zwischen ihnen schlief. Er folgte ihnen wie ein stumpfes, dumpfes Tier. Er lag mit ihnen in verjumpten Gräben und ging mit ihnen in die Schlacht, er trug Blutende auf seinen breiten Schultern, auf seinen festen Armen, und grub Toten das harte Weh der Erde auf. In sein Gesicht wuchs lächelnde Güte und aus seinen Augen blühte ein Glanz, als sei eine mystische Sonne in ihm aus den Klüften der Seele gestiegen. So ging er über die Schlachtfelder.

„Hilf mir, Bruder. . .“, weinte ein zerschmittener Mann aus einem Schmutzloch und hob matt die fatige Hand. Da stand Ahasver still und lauschte. „Hilf mir, Bruder. . .“ Da kniete er hin bei dem Wunden. Sein Herz klopfte und er schloß, wie der ewige Fluch von ihm genommen ward durch diesen Anruf, wie er in die Brüderschaft der Mensch-heit zurückgerufen ward mit diesem neuen Namen, der das unselige Zeichen des alten auslöschte. Es war die Stunde seiner Erlösung.

Blutende und Sterbende, Leidende, die der Krieg aus den Scharen der Freunde und Feinde gerissen, hilflose Brüder aus der Gemeinde der Menschheit suchend, hat er irgendwo auf einem Schlachtfelde der Welt das Ende seines Weges ge-sunden. Mit leuchtendem Gesicht sahen ein paar Soldaten ihn stehen, aufschauend gegen den Himmel, an dem die Fahnen des Abendrots wehten, während Blut aus seiner zerrissenen Brust floss. Dann hob er die Arme einen Augenblick und stand wie ein dunkles Kreuz über der Erde, um die seine Hände das unendliche Netz ihrer Wanderung geschlungen. Er sank zwischen die Toten, und als man ihn suchte, erkannte man ihn nicht, denn sein Gesicht war dem ihren so gleich ge-worden, als seien alle Brüder.

Der Speisetzettel im Wandel der Zeiten.

Von Alexander Lippich.

Die Menschen halten sehr zähe an ihren Speisefestten fest. Der Speisetzettel scheint ihnen ein für alle Mal gegeben, und man weicht von ihm nur in den Zeiten der Not ab. Wie in allen anderen Dingen der materiellen und geistigen Kultur glauben die Menschen auch hier nicht an Veränderung, an Entwicklung. So war es, so ist es und so wird es sein...

Bei näherem Zusehen überzeugt man sich jedoch, daß die Ernährungsgewohnheiten der Menschen, ihre Nahrungsmittel und die Zubereitungsarten im Laufe der Zeiten die größten Wandlungen durchgemacht haben. Ein geläufiges Beispiel ist hier vor allem die Kartoffel. Kaum zwei Jahrhunderte sind es her, daß sie in Europa Verbreitung gefunden hat, nachdem sie die spanischen Eroberer bei den Indianern in den flämaerikanischen Anden, die schon eine ziemlich hohe Zivilisation besaßen, als Kulturgewächs angetroffen hatten. Bei den Vätern in Sibirien, so bei den Vandalen in Nordamerika, den Skandinaviern und den Italienern, ist eine andere fremde Frucht erst in den letzten Jahrhunderten zu großer Bedeutung gelangt, der Reis, der in der Ernährung dieser Völker noch eine viel größere Rolle spielt als die Kartoffel in der Ernährung von Nord- und Mitteleuropa. Der Reis ist erst im 17. Jahrhundert nach Südamerika gelangt, wie die Kartoffel ein Geschenk der Indianer, aus Zentralamerika stammend.

Sehr verändert hat sich im letzten Jahrhundert der Speisetzettel durch die immer größere Rolle, die in den europäischen Industriestaaten dem Fleisch eingeräumt wurde. So hat sich z. B. in Deutschland der Fleischverbrauch pro Kopf der Bevölkerung in den letzten hundert Jahren etwa verdreifacht. Auch der Verbrauch von verschiedenen Genußmitteln hat sich außerordentlich vermehrt, so von Kaffee, Tee und Kakao, von Eßdrückeren. Auch die Menge des benutzten Gewürzes hat sich vermehrt. In Deutschland wurde vor dem Kriege dreimal so viel Gewürz auf den Kopf der Bevölkerung verbraucht als achtzig Jahre früher. Diese Veränderungen im Speisetzettel lassen sich kurz in dem Sinne kennzeichnen, daß in ihnen die Tendenz zum Ausbruch kommt, die Genußmittelmittelqualität in der Nahrung stärker zu betonen. Fleisch, Kaffee, Tee, Kakao, Gewürz usw. zeigen die Tendenz, immer weitere Verbreitung im Volke zu finden, und ihre Ausbreitung ist ein Zeichen dafür, daß der zunehmende Wohlstand des Volkes und auch die zunehmende Verbilligung bestimmter Importwaren, der sogenannten „Kolonialwaren“, es den breiten Massen des Volkes gestatten, sich mehr und mehr an den Speisetzettel der wohlhabenden Schichten anzunähern.

Greift man weiter in der Geschichte zurück, so findet man noch größere Abweichungen im Speisetzettel. Das lockere Brot, das heute bei den europäischen Völkern eine so große Rolle spielt, war früher viel weniger verbreitet. Das Brot aus Roggen und Weizen, die wichtigsten Getreidekörner von heute, wurde früher zum Teil durch den Hafer ersetzt, der im 18. Jahrhundert noch außerordentlich verbreitet war, um erst ganz allmählich durch das Roggen- und Weizenbrot verdrängt zu werden. Im Osten Europas beherrscht der Getreidekorn aus Weizen, Roggen und Hafer auch heute noch die ganze Kost der Bauern in Osteuropa, wie Maurizio hervorgehoben, der sich um die Erforschung der Geschichte der Getreidenahrung der Völker Europas große Verdienste erworben hat. Die alte Sitte, Haferbrot als Frühstückspeise zu genießen, hat sich noch heute bei den Engländern erhalten, bei denen es „Porridge“ genannt wird. Der Engländer genießt auch in der Fremde Tag für Tag seinen Porridge zum Morgenfrühstück. Dort, wo das Brot im Speisetzettel des Volkes zu großer Bedeutung gelangt ist, beginnt ein Kampf zwischen Roggen und Weizen. In Westeuropa hat der Weizen den Sieg davongetragen, während in Deutschland und Rußland das Roggenbrot oder das Brot aus Roggen und Weizen noch eine sehr große Rolle spielt. Auch dort, wo das mit Weizen angefüllte Brot aus Roggen oder Weizenmehl den Drei verdrängt hat, ist es nicht unmittelbar an die Stelle des Getreidekörners getreten, sondern hat erst durch langsame Entwicklung. Der Brotteig ist nichts anderes als ein wasserhaltiger Aufguss von Getreide, der zuerst in Form des festen Kladdens genossen wurde, wie er sich in Form des schwedischen „Vatbröd“ und der sibirischen „Mazurka“ bis zum heutigen Tag erhalten hat und in Form des Schiffsweizens sich wieder verbreitet. Das Brot der prähistorischen Pfahlbauer in der Schweiz aus der jüngsten Steinzeit und der Bronzezeit waren Kladden, wie manche Funde ergeben haben, die Maurizio sehr genau untersucht hat. Auch die alten Babylonier, Ägypter und Römer aßen Kladden, der wohl erst allmählich dem Brot gewichen ist, das mit Hilfe von Sauerteig bereitet wird. Der Gebrauch von Hefe hat erst in den letzten Jahrhunderten Verbreitung gefunden.

Die Getreidearten, aus denen das Brot bereitet wird und die in den Ländern des Brotgenusses angepflanzt werden, sind in Wahrheit keine einheitlichen Gewächse. Hafer, Gerste, Roggen und Weizen sind ursprünglich wahrscheinlich in engeren Bezirken heimisch gewesen, um erst später aus diesen Bezirken ihre Wanderungen anzutreten, sei es als fertige Kulturpflanze, sei es als Unkraut oder gar noch als wildwachsendes Gewächs. Alle diese Fragen sind Gegenstand eifriger wissenschaftlicher Untersuchungen, an denen zahlreiche Forscher beteiligt sind, aber diese Fragen haben noch lange nicht ihre Lösung gefunden. In den letzten Jahrzehnten hat eine neue Wanderung des Getreidekorns begonnen: es wandert nicht mehr das Saatgut, wie in vergangenen Zeiten, sondern es wandert die gebrauchsfähige Frucht. Von dem in Deutschland verbrauchten Getreide stammten in den Jahren vor dem Kriege über 16 Proz. aus dem Auslande. In Großbritannien waren etwa 60 Proz. des verbrauchten Getreides ausländischen Ursprungs. Noch größer war der Anteil des ausländischen Getreides in den Niederlanden, wo über 68 Proz. des Verbrauchs durch ausländisches Getreide gedeckt wurden. Die Schweiz gar muß über 77 Proz. des Getreides, das im Lande verbraucht wird, aus dem Auslande beziehen. Diese Getreidewanderungen aus Rußland, Argentinien, den Vereinigten Staaten, Australien und den Balkanländern sind erst dadurch möglich geworden, daß die Frachtkosten in den letzten fünfzig Jahren ganz außerordentlich vermindert wurden. Die Kosten des Seetransports z. B. sind in den letzten fünfzig Jahren um 250 Proz. geringer geworden. Es wäre jedoch ein Irrtum, anzunehmen, daß in früheren Zeiten der Nahrungsmittelverkehr keine Rolle gespielt hat.

Es geht aus diesen Betrachtungen hervor, daß auch der Speisetzettel der Menschen seine lange Geschichte hat. Die Geschichte der Speisetzettel weist dieselben Züge auf, wie die Geschichte der Menschheit selbst. Die Geschichte des Menschen stellt sich als eine ewige Wanderung der Menschheit, die durch Siedelung unterbrochen wird. Siedelung und Verkehr, Verkehr und Siedelung — in diesen immertwährend wechselnden Etappen spielt sich die Geschichte der Menschheit ab. Dasselbe gilt auch für den Speisetzettel der Menschheit. Aber die Nachforschung ergibt auch, daß die meisten Veränderungen erfahren. Es wird ihnen ein lokaler Stempel aufgedrückt, je nach der Gestaltung des Bodens und je nach dem Klima,

durch die der Charakter der Tier- und Pflanzenwelt eines Ortes bestimmt wird, und je nach der Natur der Menschen. Es kommt noch hinzu, daß die Speisefestten auch je nach der sozialen Gruppierung der Menschen verschieden sind, wie z. B. der Fleischverbrauch in den einzelnen sozialen Klassen sehr verschieden hoch ist.

Aus alledem ergibt sich ein wichtiger Schluß für die Ernährungswissenschaft. Wollen wir den Speisetzettel der Menschen, die Ernährung als ein Ganzes, verstehen, so dürfen wir und nicht darauf beschränken, das Kostmaß der Menschen in Eiweißstoffen, Fetten, Kohlehydraten und Kalorien im physiologischen Laboratorium zu ermitteln, sondern wir müssen die Ernährungsgewohnheiten der Menschen, im weitesten Sinne dieses Wortes, zu erforschen suchen.

Ich habe vor einiger Zeit vorgeschlagen^{*)}, diese Gesichtspunkte in einem besonderen Wissensgebiet zu vereinigen, das ich als „Vergleichende Ernährungslehre“ bezeichne. Die Vergleichende Ernährungslehre muß natürlich zur Physiologie der Ernährung enge Beziehungen unterhalten, denn die praktisch gegebenen Ernährungsgewohnheiten der Menschen folgen den Gesetzen der Physiologie des Stoffwechsels und Energiewechsels des menschlichen Organismus. Aber die Vergleichende Ernährungslehre kann mit der Physiologie nicht identifiziert werden, denn die Ernährungsgewohnheiten der Menschen folgen nicht nur den Gesetzen der Physiologie, sondern auch den Gesetzen, die aus Boden und Klima, Beziehungen zu anderen Völkern und sozialer Gruppierung erwachsen.

Daumiers Holzschnitte.

Daumier (sprich Domis) gehört zu den schönsten Entdeckungen der letzten 20 Jahre. Er ist zwar erst 1879 geboren und 40 Jahre lang seinen Zeitgenossen genaug für die Augen getreten. Trotzdem war er schon zu Lebzeiten so gut wie vergessen — und als er starb, wurde er auf Staatskosten beerdigt, nicht wegen seiner Größe, sondern wegen seiner Armut. Schlägt man Brochaus' Konversationslexikon von 1894 auf, so gibt es dort noch keinen Daumier. Das ist heute anders geworden. In seinem Vaterlande Frankreich und besonders auch in Deutschland genießt Daumier längst den verdienten Ruhm. Ja, er ist in seiner vollen Bedeutung erst jetzt voll erkannt und von den Kennern gewürdigt worden. Nachdem A. Alexandre für ihn in Frankreich die Preise geöffnet hatte, ist er als der größte Karikaturenzeichner aller Zeiten und als einer der größten Maler — trotz der geringen Zahl seiner Gemälde — nach und nach würdig anerkannt worden.

Das Wort, das Daumiers langjähriger Zeitgenosse Balzac von ihm geprägt, er sei ein Titan an Gedanken und Können, der Michelangelo der Karikatur, wird wieder aufgenommen und mannigfaltig abgewandelt. „Das ganze öffentliche Leben ließ Daumier in seinen Bildern Revue passieren. Das ganze Zeitalter Louis Philipps lebt in seinem Werk ein ewiges Leben. Wir nennen ihn einen Karikaturisten, während er in Wahrheit ein großer Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts gewesen ist.“ So hat ihn Heber Graefe gefeiert. Als Wiederherber der Gerechtigkeit und Entdecker des modernen Menschen ist er gekennzeichnet worden. Weiter stellt fest: „Die Tagesleistung besam Ewigkeitswert, weil er in ewig gültiger Form redete. Das Lächerliche wurde unter seinen Händen zum Erhabenen, das Pampel zum Kunstwerk.“

Stosmowski, der dem Vater Daumier ein Buch schöner Begeisterung gewidmet hat und ihn als Karikaturisten in zweite Linie stellt, muß doch zugestehen: „Das Bildblatt wird (bei Daumier) zur Bühne, auf der die Lebensfragen einer Nation verhandelt werden, es wird das Organ, durch das der Volkswille sich kund gibt. Der Aktualitätszeichner wird etwas wie ein Tribun und Prophet.“ Und weiter: „Daumiers Art verleierte eine letzte und seltene Möglichkeit einer Volkskunst.“ Als den Karikaturisten ohne gleichen, den monumentalen Satiriker und von Liebe zur Menschheit erfüllten Humoristen hat ihn endlich Eduard Fuchs zu preisen nicht aufgehört. Er hat in ihm den genialen und charakterfesten Repräsentanten des revolutionären Bürgertums gesehen, der bis zuletzt treu zu seinen Idealen hielt, den Fortsetzer und Vollender der großen Revolution. Als heroischen Kampflämpfer hat er ihn den Arbeitern vor Augen geführt, als er noch den „Eiddeckel der Postillon“ leitete. In seiner „Geschichte der Karikatur“ hat Daumier den ersten Platz.

So ist Daumier auch bei uns in engeren Kreisen wieder lebendig geworden. Aber damit er voll zur Geltung komme, fehlte ihm die Vorführung seines Werkes. Seine Bilder, die soziale monumentale Macht, die ausdrucksvolle Kraft des Umrisss in größtem Maße zeigen, sind selten; nur ein paar kamen nach Deutschland (auch in unserer Nationalgalerie ist er vertreten.) Aber seine in Zeitungen und Zeitungen zerstreuten graphischen Arbeiten (in seinem Lebenswerk) hätten längst gesammelt sein sollen. Ed. Fuchs, der unermüdliche Sammler und beste Kenner auf diesem Gebiete, beginnt nun, nachdem er jahrelang für seinen fanatisch geliebten Daumier durch Wort, Schrift und Ausstellungen Propaganda gemacht hat, ihn und selber vorzuführen. Er gibt im Verlag von Albert Langen Daumiers Werk in Auswahl heraus. Der erste Band, der die Holzschnitte umfaßt, liegt vor. (Preis des gebundenen Bandes in Großfolio 25 M.) Die Lithographien sollen in weiteren Bänden folgen. Von den 900 Holzschnitten, die Daumier gezeichnet hat, sind über 500 — zingographisch — wohlgelegen in Originalgröße wiedergegeben. Man kann wohl annehmen, daß nichts Wesentliches fehlt. In seiner Einleitung gibt Fuchs neben einer kurzen allgemeinen Würdigung Daumiers alles zum geschichtlichen und technischen Verständnis Erforderliche.

Daumier ist der bewußteste Vertreter bürgerlicher Ideologie, der sein Leben lang auf der Barricade stand im Kampf gegen politische Unterdrückung und den schamlosen Verrat an den Idealen seiner Klasse. Das raffinierte Bürgertum Louis Philipps, wie die schamlose großkapitalistische Maulpolitik des zweiten Kaiserreiches haben in ihm den nie kapitulierenden Feind gefunden, der ihre Niederlagen und Schandtatzen nicht mitleidig wurde immer wieder an der Pranger zu stellen. Daumier ist der geborene Volkstier in Form der Karikatur, der nicht bloß als dekorativer Zeichner oder reiner Formkünstler an einer ihm fremden oder gleichgültigen Sache teilnimmt — wie so viele der heutigen Karikaturisten. Er ist mit Leib und Seele dabei. Es ist seine ur-eigene Sache, der er sein bestes Können leiht. Wenn seine Blätter und heute noch fesseln, ja erschauern, wenn wir noch an den Kämpfen von damals Anteil nehmen können, so nur deshalb, weil ein tief und echt empfindender Mensch sich mit aller Blut des Haffes und Hohns und der zündenden Begeisterung für seine sich in der von ihm selber geschaffenen großen Form ausdrückt. Tendenz und Kunst sind bei ihm reiflos verschmolzen. Die Klasse, die die bürgerlichen Menschheitsideale hochhält, die Arbeiterschaft allein, kann ihn in seiner ganzen Fülle ausschöpfen: als Künstler und als Volkstier. Der Mann, der von unten kam, gehört auch heute noch zum Volke.

Neben dem größtenteils lithographischen Karikaturenwerk gehen die stimgeschichtlichen Darstellungen einher. Als die politische Karikatur unterdrückt war, warf sich Daumier — ein Tagelöhner des Stiftes und zeitweise von den Bildblättern abhängig — auf die mehr oder weniger satirische, humoristische oder auch bloß skizzierte porträtierende Erfassung der Zeit. Er ist der Kulturhistoriker eines halben Jahrhunderts im Holzschmitt, der Homer des bürgerlichen Frankreich. Er wollte von seiner Zeit sein, und wirklich seine ganze Zeit schaut in seinem Werk entgegen. Es hat gleichzeitig mit ihm auf diesem Gebiete wichtigere oder gefälligere Zeichner gegeben (wie Doré oder Gavarni), aber keiner hat seine Größe. Die große Linie seiner Karikaturen ist auch

in den feinen Holzschnitten, in denen er die Sitten seiner Zeitgenossen epigrammatisch gliederte. Die Vereinfachung und Steigerung, der plastische Ausdruck ist in allen seinen Schöpfungen die gleiche. Die kleinste Bignette von ihm kann den monumentalsten Charakter und die geschlossenste Form enthalten. Und was für eine unendliche Fülle von dramatischem Leben, von ausdrucksvoller Bewegung steckt in diesen Sittenbildern! Es trifft sich, daß Daumier zur Zeit des Höhepunktes des französischen Holzschmittes geschaffen hat, freilich hat er auch den reicher und farbigeren Tonholzschmitt noch mit erlebt — aber seine Bedeutung liegt in der Linie des Schloffen.

Den ganzen Inhalt des Holzschmittwerkes durchzugehen ist unmöglich: es ist eine volle, runde Welt, ein Katalog des ausgehenden Bürgertums, das hier im Bilde sich wiederfindet. Daumier hat außer den Karikaturen auch Bilder für die damals aufkommenden illustrierten Familienblätter gezeichnet, ja auch Illustrationen zu Büchern geliefert. Aber er ist nie ein platter Nachzeichner; was immer er anpaßt, er führt es auf seine Höhe. Bilder aus dem Spießerleben, Szenen im Atelier, karrierende Darstellungen aus der „ärztlichen Remise“, soziales Glend (die Engelmadame, das schlafende Paris), die Tagel der Großstadt, die Vergänglichkeiten der Landpartie, die Abenteuer eines Provinzials in Paris, das endlose Kapitel des bürgerlichen Schwindsels (Robert Macaire), die mannigfaltigen Typen und Originale der Diktier, der Hausmeisterinnen, der Spießhaken, Rentiers, die Musterinnen von Paris, die parodistische Antike, die verurteilten Körperübungen, wibige Kommentare zum Theater, das Leben und Treiben auf der Straße, in der Ausstellung, (der Sturm auf den Omnibus bei stürzendem Regen!) — das sind so einige Thematika in dieser Holzschmittbibel des modernen Lebens.

In den weiteren Bänden wird das lithographische Werk folgen; die (auch im Format) großen Karikaturen, in denen ein noch nicht abgeschlossenes Kapitel der Weltgeschichte weiterlebt.

Reicher wird der großen Masse derer, die ein Unrecht auf Daumier haben, mit dieser bei aller Preiswertigkeit teuren Ausgabe nicht gebiert sein. Es ist nicht ohne Ironie, daß Daumiers Originalblätter heute ein Vermögen bei seinen kapitalistischen Sammlern darstellen und die Masse immer noch nicht zu ihm kann. Reichtümer sollte eine billige Volksausgabe feurer besten Sachen bevorzugen. K. H. D.

Strindbergs „Folkunger Sage“.

Theater in der Königsgräber Straße.

Schering, Strindbergs Uebersetzer, wies in einer Pressenotiz auf die Rolle hin, die dieses Drama in der Entwicklung des Dichters spielt. Er sei hier, nach einem Stoffe aus Schwedens mittelalterlicher Geschichte greifend, wieder in Bahnen, die er in seinem Jugendwerke „Meister Olaf“ betreten, eingeleitet. Die beiden Stücke sollten Glieder eines großen vaterländischen historischen Zyklus werden. Ein Programm, das von Strindbergs bedeutender Besondereheit und seiner eigentlichen Kraft weit hinweg weist, und wenig mehr als bloß ein literaturhistorisches Interesse bieten kann.

Wagnus, der letzte Schwedenkönig aus dem flachbeladenen Stamm der Folkunger, zog den fünfzigjährigen Dichter, der eben von seinem Domastudium herkam, durch die überlieferten frommen Überreste an. Er sieht in seinem Schauspiel ganz auf Seite dieses Frommen, den er durch den Gegenlag zur blühigen Vergangenheit seines Volkslebens und zur schamlosen Verderbnis seiner Umgebung in um so helteres Licht rückt. Doch die Verehrung, die der Autor hier empfindet, teilt sich dem Hörer gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maße mit. Güte und Sanftmut des Gemütes verbindet sich in dem Charakter des Königs mit einem Grobe abnungloser Belfremdeheit, der ihn zu völliger Ohnmacht verdammen muß. Statt für das Wohl des Reiches zu handeln, schließt er in ein wundergläubiges Koscientum, das das Volk zum Hohn reizt. Der Mangel an Voraussicht lernt alles, was er tut, ins Gegenteil der Absicht. Die Verblendung, in der er vor der offensbaren Untreue seines Weibes die Augen schließt und ihren Viehhaber als seinen treuesten Freund preißt, grenzt schon an Trottelstamm. Nur die intime Eckenmalerei hätte eine Gewalt wie diese so vertieft können, daß sie, trotz aller Hemmungen, sich überzeugend der Phantasie des Hörers einprägte. Aber Strindberg begnügt sich mit wenigen und allgemeinen Strichen und häuft um seinen Einfaltshelden ein undurchsichtiges Geßirpp von Graueln und seltsamen Begebenheiten, die zur Entwicklung des Charakterbildes kaum noch in Beziehung stehen. Wagnus' Mutter, eine Vollblutbetrübterin von Strindbergs Schenkaltypus-Weiß, trachtet für sich und ihren wahlverwandten Günstling Arnt Borie nach der Krone und zieht den jungen, willenlosen Sohn des Wagnus als Werkzeug in die Intrige ein. Er muß vor allem Volk das Stichwort sagen, bei dem sich die Verschwörer auf den König werfen und ihn fesseln. Die verlobte, wahnsinnig gewordene Frau des Viehhabers von Wagnus' Mutter geht als Prophetin jedes Unheils in dem Stück umher. Sie findet in der großen Volksszene des vierten Bildes so allem anderen Glend auch das Räthen der Welt. Effiaten mittelalterlichen Fanatismus verhängen sich mit dem Verzweiflungsschrei der Angst und dem Larmel entseffelter Sinnlosigkeit. In totem Wüten jagt eine Schaar von Flagellanten vorüber, die Weibseln wider ihre nackte Weiber schwingend. Ein graußer Anblick und der Zustand zum Entsetzen, in dem dann erst der schwarze Tod die Masse auseinanderjagt. Diesen Schreckensszenen, von der Regie mit großer Kunst herausgearbeitet, folgte trotz dem kein Erfolg. So realistisch stark die Wiedergabe war, man fühlte nur die Pein, nicht fessliche Erschütterung. Das Unheil geht weiter. Wenn die Königin Mutter und ihr Vögeln verdienten Strafe ihrer Wöshheit finden, bringt darum doch der Feind nicht weniger siegreich an den Grenzen vor, und der König muß zu allem löstigen Leid auch noch den Tod des jungen, von der Welt befallebenen Sohns erleben.

Auf die von Direktor Bernauer geleitete Aufführung war sehr viel Liebe und Sorgfalt und eine glänzende Ausstattung verwandt. Aus dem großen Ensemble traten in erster Reihe Hartmann und Bernauer Wagnus, die teufflich tolle Königin Mutter der Irene Frieß und Steiner in der Rolle ihres brutalen jägornigen Spießerlebens hervor.

Notizen.

— Vorträge. Mittwoch 8 Uhr spricht in der „Besinnet Segeffion“, Kurfürstendamm 232, Hans Wäber über „Familie und Männerbund“. — Mittwoch 8 Uhr hält Prof. Weigand im großen Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses einen Vortrag über „Bulgarien — Land und Leute“. — Zum 80. Geburtstag von J. D. Fehrs, dem vierten Kaiser der neuiederdeutschen Literatur, veranstaltet der Stadtdrucks Breen Duldhorn Mittwoch 7 1/2 Uhr im Bürgeraal des Berliner Rathauses einen Niederdeutschen Vortragabend. — In der Urania wiederholt Dienstag, Freitag, Sonnabend Dr. Weigner seinen Vortrag „Aus der Welt des Films“. — Mittwoch spricht Prof. Rajans über Radium und andere strahlende Elemente. Donnerstag spricht Direktor Goerte über Jerusalem. — In der Treppe Stern-Warte Dienstag 7 Uhr: Dr. Archenhold über die Sonne und ihre Flecken.

— Der neunte Jupitermond ist von der Sid-Sternwarte entdeckt worden. Wie die „Naturwissenschaften“ berichten, fand der äußerst lichtschwache neunte Mond, ein Gestirn neunzehnter Größe, am 21. Juli 1914 in der Nähe des achten Mondes und besaß mit diesem fast die gleiche Bewegung. Auf einer der Bewegungen des achten Mondes nachgeführten photographischen Platte mußte sich also auch der neunte Mond punktförmig zwischen den anderen, strichförmig erscheinenden Sternen abheben. Durch planmäßige Verfolgung des neuentdeckten Mondes konnte schließlich seine Bahn bestimmt werden. Er hat die für einen Planetenmond außerordentlich große Umlaufzeit von etwas über zwei Jahren.

*) Maurizio, Die Getreidenahrung im Wandel der Zeiten. Verlag von Drexel Buchh., Zürich 1916.

*) Lippich, Probleme der Volksernährung. Verlag der Akademischen Buchhandlung von Max Dreßel, Bern, 1917.